

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Frank Schmeißer**  
**Allein unter Dieben**

Meine verrückte Verbrecherfamilie und ich

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# KAPITEL 1

## Wie alles begann

Mein Name ist Eduard Käsebier. Ich bin 13 Jahre alt. Ich bin ein Meisterdieb. Gut, eigentlich bin ich kein Meisterdieb. Ich bin ein ganz normaler Dieb. Für einen Meister hält mich nur meine Familie. Die ist bärenstolz auf mich. Aber nur, weil ich nicht so ein kolossaler Tollpatsch wie mein Bruder bin oder ständig Nasenbluten kriege, wenn ich etwas stehle, wie mein Vater. Also, noch mal. Mein Name ist Eduard Käsebier. Ich bin 13 Jahre alt. Ich bin ein Dieb. Dies ist mein Geständnis.

Der ganze Schlamassel fing an Weihnachten an. Genauer gesagt an Heiligabend. Es war wirklich ein schönes Fest, das ich mit meiner ganzen Familie feierte. Wir hatten einen großen Tannenbaum mit echten Kerzen, aus den Lautsprechern plätscherte Weihnachtsmusik, und im Kamin knisterte ein behagliches Feuer. Für meinen Bruder Franz und mich gab es heiße Schokolade mit Sahne, in die wir köstliche selbstge-

backene Schokokekse tunkten. Meine Eltern standen nebeneinander, einen Arm um die Hüfte des anderen geschlungen. Sie tranken Champagner aus ganz feinen Gläsern, die so dünn waren, dass man sie kaputt-pusten konnte. Weil Papa die elektrischen Kerzen wieder abmontiert hatte, um echte Kerzen für den Weihnachtsbaum zu verwenden, trank Oma sicherheits-halber keinen Alkohol. Sie stürzte sich stattdessen aus einem großen Pott Fluten von Kaffee in den Kopf.

»Falls irgendein Käsebier-Tollpatsch mal wieder eine Katastrophe verursacht, werde ich rechtzeitig fliehen«, erklärte sie und sah dabei Papa an. Der schluckte die Bemerkung mit eingefrorener Miene und einem ganzen Glas Champagner runter, während Mama ihm aufmunternd zuzwinkerte und ihn kurz an sich drückte.

Ich war als Weihnachtsmann verkleidet, weil mein Vater so aufgeregt war, dass die Gefahr von Nasenbluten bestand. Und damit er nicht den schönen weißen Bart versaute, musste ich ins Kostüm schlüpfen. Ich weiß nicht genau, ob Elefanten Weihnachten feiern. Aber falls sie es tun, wäre das rotweiße Zelt, das ich trug, das perfekte Kostüm für sie.

Die Hose war so weit, dass ich dreimal reinpasste, und die Jacke ging mir fast bis zu den Knien. Ich

stopfte sie tief in den Bund, damit die Hose nicht so rutschte, was mir außerdem einen weihnachtsmannmäßig dicken Bauch verschaffte. Meine Stiefel waren so riesig und schwer, dass ich mich mit den Zehen darin festkrallen musste, damit ich nicht bei jedem Schritt versehentlich aus den Schuhen schlüpfte. So stapfte ich, eine Hand zur Sicherheit an der Hose, um nicht auf einmal ohne dazustehen, wie ein betrunkenner Troll umher und verteilte die Geschenke. Ho ho ho. Meiner Mutter überreichte ich einen schönen Pull-over, den Papa für sie ausgesucht hatte. Einen ganz feinen aus ganz weicher Wolle. Sie schlüpfte gleich hinein und streichelte ihn selig. Eigentlich konnten wir uns so was Feines gar nicht leisten. Unsere normalen Klamotten bestanden vollständig aus billigen Plastikfasern. Was zur Folge hatte, dass wir alle ständig elektrostatisch aufgeladen waren. Immerzu standen uns die Haare zu Berge, als hätten wir gerade in die Steckdose gefasst.

Und egal was oder wen wir berührten, immerzu bekamen wir einen elektrischen Schlag. Bei uns zu Hause blitzte es öfter als auf dem roten Teppich in Hollywood.

Mein Bruder Franz bekam seinen ersten eigenen Dietrich geschenkt. Mit einem Dietrich kann man,

mit ein bisschen Übung und ein bisschen Geschick, jedes Schloss knacken. Für Franz, der weder Übung noch Geschick besaß, würden die Türen also weiterhin verschlossen bleiben. Trotzdem freute er sich wie Bolle und begann sofort, im Schloss der nächstgelegenen Tür herumzustochern.

Mein Vater bekam von Mutter eine Hose, die ihm viel zu groß war, und von meiner Oma Anne Testosteronpflaster und ein Buch. »Heimwerken für Dummies«. Was die Pflaster sollten, verstand ich nicht. Oma meinte nur, dann würden ihm endlich Haare auf der Brust wachsen. Gibt es da draußen tatsächlich Leute, die so was wollen? Das Buch war aber definitiv nicht nett gemeint. Papa freute sich deshalb auch nicht wirklich. Schließlich verbrachte er täglich etliche Stunden in seinem Keller und baute und schraubte ständig neue Gerätschaften zusammen, die uns in eine strahlende Zukunft katapultieren sollten. Oma hielt das für Unfug und kolossale Zeitverschwendung. Ehrlich gesagt, hatten uns seine Basteleien bislang auch noch nirgendwohin katapultiert. Nicht mal das echte Katapult, das er letzten Sommer aus seiner Werkstatt geschleppt hatte. Das brach einfach in der Mitte durch und begrub meinen Bruder unter sich, der damit eigentlich auf unser Dach ge-

schossen werden sollte. Mit diesem Katapult wollten mein Vater und Franz in ein Museum einbrechen und kostbare Gemälde klauen. Ihr Plan war, über das Dach einzusteigen. Theoretisch hätte man sich auch über ein Vordach und Regenrinnen nach oben schwingen können. Theoretisch. Nur war mein Bruder alles andere als eine Sportskanone. Der kam ja selbst auf dem Spielplatz kaum unfallfrei ein Klettergerüst für Kinder hoch.

Ich war, ehrlich gesagt, ganz froh darüber, dass sein Katapult nicht funktionierte. Erstens hätte jemand dabei draufgehen können, und zweitens war ein Einbruch in ein Museum für uns mindestens eine Nummer zu groß. Wenn nicht sogar zwei oder drei.

Meine Oma bekam Badezusätze. So Wellness-Zeug, das nicht nur ewige Jugend versprach, sondern auch eine glückliche und friedliche Stimmung. Aber ich bezweifelte stark, dass das Öl Oma wirklich in einen netten Menschen verwandeln konnte. An ihrer Biestigkeit würde selbst ein Schwimmbad voll miefendem Badeöl nichts ändern.

Als wir alle unsere Geschenke ausgepackt hatten – ich bekam ein Paar Fußballschuhe und zwei Unterhosen –, stellten wir uns vor den Weihnachtsbaum und schossen ein Foto.



Normalerweise haben wir keinen so großen Baum. Und ein kuscheliges Feuer gibt es bei uns nur, wenn mal wieder eine Erfindung von Papa explodiert. Wir sind eher arm. Aber dieses Jahr sollte Geld endlich mal keine Rolle spielen. Daher feierten wir auch nicht bei uns zu Hause, sondern waren alle zusammen bei der sehr reichen Familie Schönemann. Blöderweise kam die aber früher aus dem Skiurlaub zurück als erwartet.

»Was zum ...«, stammelte Herr Schönemann.  
Sein riesiger Schnauzbart begann zu zittern. Sein

Kopf wurde immer röter. Seine Frau stand nur stumm und mit weitaufgerissenem Mund da, während ihr Sohn sich weiter ungerührt Pralinen in den Schlund stopfte. Vater bekam sofort Nasenbluten, Oma Anne schlich langsam rückwärts Richtung Terrassentür, Franz hatte nichts von alledem mitbekommen und popelte weiter mit seinem Dietrich im Schloss rum, und ich rief: »Na, das ist ja mal eine Überraschung! Frohe Weihnachten!«

Schönemanns Sohn zeigte auf die Unterhosen, die ich immer noch in der Hand hielt. Er schmatzte mit vollen Backen: »Das sind meine Unterhosen!«

»Und das ist mein Pullover!«, schrie Frau Schönemann, als sie Mutter entdeckte. »Diebe! Einbrecher! Ruf die Polizei, Günter!«





Frau Schönemann zerrte am Ärmel ihres Mannes. Ohne uns aus den Augen zu lassen, nahm der sein Handy aus der Jackentasche. Als im Hintergrund der Weihnachtsbaum in Flammen aufging, weil niemand auf die Kerzen geachtet hatte, nutzten wir routiniert die Chance und hauten ab.

Meine Eltern drängten sich an den Schönemanns vorbei und türmten durch die Haustür. Franz und ich folgten Oma über die Terrasse in den Garten. Wir rannten blitzschnell über den Rasen, sprangen geschickt über Beete, kämpften uns durch Büsche und kletterten flink wie Äffchen über den Gartenzaun rüber zu den Nachbarn. Zumindest taten das meine Oma und Franz. Ich stolperte und stürzte dank der riesigen Weihnachtsmannstiefel durch die Rabatten, knallte einmal frontal gegen einen Baum, weil mir die verkackte Weihnachtsmannmütze ständig vor die Augen rutschte, eierte herum und verhedderte mich schließlich mit dem Weihnachtsmannmantel und dem angeklebten Rauschebart in der Hecke. Ich war gefangen wie eine Fliege im Spinnennetz. Es war ein Elend. Ich sah zurück, ob die Schönemanns die Verfolgung aufgenommen hatten. Kein Mensch weit und breit. Es sah alles normal und friedlich aus. Wenn man mal vom brennenden

Weihnachtsbaum absah, der in einem hohen Bogen aus der Terrassentür geflogen kam. Dann sah ich Herrn Schönemanns Kopf herausschauen. Aber statt gemütlich zu mir zu schlendern und mich zu packen, während ich im Busch rumzappelte wie ein Fisch an Land, schloss er einfach die Terrassentür und verschwand. Die Schönemanns waren wohl immer noch viel zu geschockt, um uns hinterherzuhetzen. Vielleicht hielten sie mich aber auch für einen gefährlichen Irren, den man lieber abhauen lässt, auch wenn er einem ein Weihnachtsmannkostüm und die Unterhosen geklaut hat. Ich zerzte an meinem Mantel und versuchte verzweifelt, den verknoteten Bart aus dem Gestrüpp zu befreien. Ich verlor die Geduld und riss mich los. Die Hälfte meines Barts ließ ich zurück. Ich kletterte den Zaun hoch, nur noch ein kleiner Sprung, und ich hätte das Ärgste hinter mir. Ich hatte schon einen Fuß auf dem Zaun, als ich abrutschte. Verdammte Stiefel. Ich sackte weg, blieb mit dem locker um meine Hüfte schlackernden Gürtel am Zaun hängen und kippte kopfüber in den Nachbargarten. Ich hing fest. Den Kopf ein paar Zentimeter über dem Boden, die Beine in der Luft. Ich fummelte am Gürtel rum, löste ihn und machte einen Körper ins Gemüsebeet.

Schnell rappelte ich mich wieder auf und lief weiter zur Straße. Dort verschnaufte ich kurz und schloss den Gürtel. »Geschafft!«, dachte ich, als eine Haustür aufgerissen wurde.

»Da sind Sie ja endlich!«, brummte eine Stimme hinter mir und eine große Hand patschte mir auf die Schulter. Ich blieb wie angewurzelt stehen.

»Wurde auch Zeit«, brummte die Stimme weiter. »Wir warten schon eine Ewigkeit!«

Ich drehte mich um und sah in die Augen eines etwa 40-jährigen Mannes, der so aussah, als würde er alles verstehen, nur keinen Spaß. Er war blass, trug eine Sturmfrisur und hatte dicke Ringe unter den Augen. Den sollte sich echt mal ein Arzt angucken.

»Los, schnell rein, bevor die Kinder total ausflippen.«

»Was? Ich ... nein, ich glaube, Sie verwechseln mich ... ich ...« Ich war so überrumpelt, dass ich nur noch stammeln konnte. Allerdings vergeblich. Der Mann drehte mich um und schob mich vor sich her in ihr Wohnzimmer. Schon im Flur konnte ich das Geschrei wütender Kinder und das Gezeter einer Frau hören.

»Ben, hör auf, deiner Schwester an den Haaren zu ziehen! Und du, leg die Streichhölzer weg, Lea!«